

## 17. Internationales Literaturfest „Poetische Quellen 2018“

### Eröffnungsrede

Gehalten am 23. August 2018 / 19.30 Uhr  
Es spricht: Michael Scholz, Künstlerischer Leiter

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Gäste des 17. Internationalen Literaturfestes „Poetische Quellen“!

da es zum weiteren Verlauf des Abends passt, möchte ich meine Rede mit einem Tagebucheintrag beginnen.

*„Sonntag, 12. August 2018 – Um 7.38 Uhr aufgestanden. Die Gedanken ließen keinen weiteren Schlaf zu. Ich merkte, dass es langsam so weit geht, dass sie mir auch die Freude und Leidenschaft für die Poetischen Quellen nehmen. Ein Gefühl, das beim Denken lähmt und mich geradezu körperlich angreift.*

Erregte Bitterkeit darüber, dass die um sich greifende Geistlosigkeit unsere Zeit alle Formen des Vertrauens und des Zugeständnisses von Freiheit immer weiter aushöhlt. Dabei sind Vertrauen und Freiheit nicht nur für künstlerische Arbeiten, sondern auch für die Empfindung von Zugehörigkeit – zu einem Beruf, zu einer Stadt, zu einer Gesellschaft, zur Menschheit, zu einem gemeinsamen Leben auf unserem einzigen Planeten –so unglaublich viel wichtiger und bedeutender, als die Absicherung einer Treppe durch ein Geländer nach EU-Norm.

Konsequenzen: Unnachgiebige Konzentration auf die vor mir liegenden Poetischen Quellen. Die Anstrengungen eines schlechten Jahres müssen wenigstens hier belohnt werden, das Fest muss ein glückliches werden. Unabhängig davon, ob es die letzten Poetischen Quellen sein werden, oder doch die 17. Poetischen Quellen, die fortgesetzt werden wollen. Die eingeladenen Gäste und das Publikum haben ihre Würde, die Du ernst zu nehmen hast. Nur diese Anstrengung zählt.“

Ende des Eintrags

Lassen Sie mich Ihnen kurz erzählen, wie die Poetischen Quellen entstanden sind, die eng mit meiner Lese- und Lebensgeschichte zusammenhängen.

1989 saß ich in der 2. Etage des Romanistischen Seminars in Münster. In meiner Erinnerung gucke ich lange aus dem Fenster auf die grünen Blätter eines großen Baumes. Wie das so ist bei der verträumten Wolken- oder, in diesem Fall, Baumguckerei, stand mir auf einmal der Begriff „Poetische Quellen“ deutlich vor Augen. Nicht einfach nur so, sondern schon ganz klar als ein Fest für Literatur und Bücher – ein Fest zwischen Menschen und zwar einer Gemeinschaft von Menschen, denen das Wort und die Sprache wichtig sind. Wichtig in einem bestimmten Zusammenhang, nämlich um unser Leben – das eigene wie das in einer Gemeinschaft – mit geschärften Sinnen in einem durchaus ethischen Verständnis klarer wahrzunehmen. Ich habe diesen Idealismus bis heute behalten, weil ich mich eben nicht wie eine Maschine mit der Unwesentlichkeit meines Lebens zufrieden geben will.

Wenn man mich fragte, wie ich zur Literatur gekommen bin, wie ich Leser wurde, muss ich zwei Namen nennen.

An erster Stelle steht hier Ulrich Kampermann, ein aus Bremen stammender und aufgrund einer Kinderlähmung an den Rollstuhl gefesselter älterer Herr, den ich in den 1970er Jahren in seinem Rollstuhl durch unsere Stadt ohne Stufen und den Kurpark schob, meistens für ein Capri-Eis bzw. für die 50 Pfennige, die damals ein Capri-Eis kostete. Er, der zeichnete, malte und Gedichte schrieb, die die lokalen Tageszeitungen hin und wieder veröffentlichten – jaja, Sie hören recht: Damals druckten die Lokalzeitungen noch Gedichte ab, etwas, was man sich heute sehnlichst wünschen möchte –, Ulrich Kampermann jedenfalls brachte mir das Schachspielen bei und eine ungeheure Leidenschaft für griechische Mythologie und Geschichte. Ganz nebenbei wohl auch einen Sinn für das Lyrische.

Der zweite wichtige Mensch für mich war – und ist es immer noch – der Bruder meiner Mutter, mein Onkel Ingo Hohnhold, ein Fachterminologe, also Fachübersetzer. Ein sehr eigener Mensch, dessen Leidenschaften sich auf Malerei, Film und vor allem auf Literatur richteten. Ohne es zu beabsichtigen war er es, der mich zu genauerem Hinsehen, zu einer genaueren Wahrnehmung bewog und dabei ganz sicher auch mein kritisches Denken ankurbelte. Da war ich aber schon etwas älter, so zwischen 14 und 16 Jahren.

Von ihm stammen ganz sicher meine Interessen für die Malerei eines Max Beckmann, Emil Nolde und Mark Rothko.

Von ihm stammen meine Interessen für die filmischen Erzählungen eines Rainer Werner Fassbinder oder des Filmemacherpaares Jean-Marie Straub und Danièle Huillet, mit denen er mich – ein unsicheres Milchgesicht, welches ich damals war – noch im Stadtcafé des Münchener Filmmuseums bekannt machte.

Er war es, der mich auch auf den Filmemacher Pasolini aufmerksam machte und mir zuerst die wunderbare und einzigartige Münchener Einrichtung des „Lyrik-Kabinetts“ zeigte und die vielen benachbarten, wunderbaren Buchhandlungen und Antiquariate im Schwabinger Universitätsviertel.

Da ich wusste, welche Schriftsteller er las, wurde ich natürlich auch darauf neugierig und wollte genauer wissen, was diese Bücher für ihn wohl bedeuten mochten. Dafür musste ich sie selber lesen und so entdeckte ich nach und nach Dostojewski, Uwe Johnson, Paul Celan, Franz Kafka, Ingeborg Bachmann, Vladimir Nabokov, Joseph Brodsky – und viele andere.

Zurück ins Romanistische Seminar und ins Jahr 1989: Damals jedenfalls habe ich mehr gelesen als studiert und bin auch heute noch überzeugt davon, das Lesen das bessere, weil konzentriertere Studium ist. Demzufolge glaube ich auch, dass heute eigentlich kaum jemand mehr wirklich studiert, sondern nur eine weitere Form der an die Universität verlagerten bürokratischen schulischen Ausbildung durchmacht.

Lesen ist immer ein Weiterlesen und so wurden in jener Münsteraner Zeit, unabhängig von meinem Onkel, Schriftsteller wie Natalia Ginzburg, Cesare Pavese, Italo Calvino und immer wieder Pier Paolo Pasolini, diesmal der widerständige Schriftsteller, zu meiner geistigen Nahrung. Ich stellte mir vor, wie schön und anregend es hätte gewesen sein müssen, wäre ich jemals auch nur einem von ihnen wirklich begegnet.

Seit 1989 geisterten die Poetischen Quellen also mal mehr und mal weniger durch meinen Kopf, wobei – allerdings wirklich unbewusst – ein Grund auch darin liegen könnte, das ich geborener Bad Oeynhausener bin und natürlich noch die Kraft des ehemaligen Jordan-Sprudels kenne, den ich liebte, anzuschauen.

Mit solcher Kraft, wünschte ich mir damals und jetzt, müsste die Literatur und alle in ihr enthaltenen Geschichten, Erzählungen, Reime, Poeme, ihr Infragestellen und ihre Zweifel, ebenso wie ihr dauernder Widerstand gegen ein schablonenhaftes Leben und ein schubladenfächriges Denken in die höchste Höhe sprudeln.

Der Mensch – und jeder von uns ist einzig und ganz bestimmt nicht ersetzbar – ist doch zur Freiheit geboren und Literatur kann und soll, verdammt nochmal, ihm dabei helfen, diese Freiheit annehmen und damit umgehen zu können.

Literatur nicht falsch verstanden als esoterischer Lebenshilferatgeber, sondern als ein Gesprächspartner, mit dem man einen stillen Dialog führen kann, den man dann aber mit ins Leben hinaus nimmt.

Ich las und las immer weiter, was mich nicht vom Leben abhielt. Ganz im Gegenteil hatte ich den Eindruck, den ich im Übrigen immer wieder erfahre, dass sich mein Leben durch das Lesen der unterschiedlichsten Bücher vervielfacht hat, ich das Leben ausgeprägter wahrnehme, weil ich selbst viel mehr Ausdrücke und Beschreibungen durch das Lesen für das Leben gewinne.

Gleichzeitig nahm ich wahr, dass mein Lesen – vorwiegend übrigens ein Lesen von Romanen, Essays und Gedichten – auch eine viel kritischere Auseinandersetzung mit der Gegenwart, in der ich lebte, hervorrief und tagtäglich mit großer Empörung weiter hervorruft.

Diese Empörung wird durch das Lesen von Literatur wahrscheinlich zwangsläufig immer wieder neu geboren, denn „gegen die Stimme der Vereinfachung ist die Literatur das Haus der Nuancen und Widerstände“, wie die amerikanische Schriftstellerin Susan Sontag einmal schrieb.

Ein womöglich für Sie paradox erscheinendes Gefühl war für mich ein Bestandteil des Selbstverständlichen: Das Gefühl nämlich, dass ich mich durch die stille, zurückgezogene, konzentrierte und gleichzeitig erfreuende Arbeit des Lesens auf einmal viel enger den Menschen um mich herum und damit auch der Gesellschaft, in der ich lebte, verbunden fühlte.

Eine Verbundenheit, die heute immer öfter auch zur Verzweiflung führt. Ich komme darauf zurück.

Zunächst aber entdeckte ich in den Jahren 2002 und 2003 einen Schriftsteller, wie ich ihn vorher noch nicht kannte. Imre Kertész erhielt 2002 den Literaturnobelpreis und im Herbst 2002 begann ich in der Mittagspause im damaligen Café Prego in Bad Oeynhausen seinen ungeheuerlichen Weltdeutungsroman „Roman eines Schicksallosen“ zu verschlingen. Es folgte sein schockierend-humorvoller Roman „Fiasko“, dann das dramatische Bekenntnis „Kaddish für ein nicht geborenes Kind“, dann „Ich – ein anderer“, dann „Die englische Flagge“, dann das unglaubliche „Galeerentagebuch“ und schließlich mit dem Roman „Liquidation“ ein weiterer Höhepunkt seines Werkes.

Ich war in jener Zeit gefangen in der Kertész-Welt, und auch hieraus folgte das Phänomen, was ich eben beschrieben hatte: Durch Kertész hatte ich das Gefühl, die Gegenwart mikroskopischer wahrnehmen zu können.

Irgendwie hängt dieses Phänomen vielleicht auch mit einem Umstand zusammen, den ich, seit ich etwa 16 Jahre alt war, an mir festgestellt hatte.

Ich kann extrem gut in öffentlichen Räumen, vorwiegend in Cafés, höchstkonzentriert lesen, weil ich womöglich den autistischen Zug in mir trage, mich in einer Menschenmenge absolut isolieren zu können, gleichzeitig aber die mich umgebenden Menschen als liebevoll anwesend zu empfinden.

Zurück zu Kertész, den ich 2003 dann natürlich unbedingt zu den Poetischen Quellen einladen wollte. Damals veröffentlichte er noch bei Suhrkamp. Ich schrieb ihm einen vierseitigen Brief, den ich über den Verlag an ihn richtete – und schickte diesen Brief nie ab.

Ich brachte es nicht übers Herz, einen fast 75jährigen Menschen, der die Konzentrationslager der Nazis überlebt hatte, darum zu bitten, sich nochmals der Öffentlichkeit, besonders einer deutschen, auszusetzen.

Ich glaube, ich wollte einfach, dass er weiter schrieb, damit ich Weiteres von ihm lesen konnte.

Heute bin ich zwar etwas traurig darüber, den Schriftsteller und Menschen Imre Kertész niemals persönlich kennen gelernt zu haben, aber vielleicht, sage ich mir, habe ich ihn durch sein Werk viel näher kennen gelernt als so mancher andere, der ihm die Hand geschüttelt hat.

Zurück zur Literatur. Was ist das besondere an ihr?

Um das hervorzuheben, könnten hier etliche Zitate von Kertész folgen. Ich leihe mir dafür aber ein Zitat von einem anderen Schriftsteller, den ich kurz nach Kertész für mich entdeckte.

Es handelt sich um den Portugiesen José Saramago, in dessen großartigen Roman „Das Evangelium nach Jesus Christus“ sich dieser Satz findet:

„Du wirst in deinem heutigen Leben Gewissensbisse spüren, die von der Zukunft herrühren.“

Dieser Satz ist ein exzellentes Beispiel für Literatur, die aus sich selbst heraus mit einfachen Worten sagt, was Literatur kann.

Und dieses Können oder Vollbringen ist etwas, das wir als Leserinnen und Leser beim Akt des Lesens spüren, wobei die Wortwahl hier alles andere als zufällig gewählt ist und Vergleiche zwischen dem Liebes- und dem Leseakt zulässig sind.

Wir nehmen es beim Lesen ja niemals nur rein verstandesmäßig wahr, sondern spüren es in erster Linie oftmals geradezu sinnlich, wenn uns ein fiktionaler Text über die Wahrheit unserer Gegenwart aufklärt, wenn er uns die Wahrheiten und Lügen erkennen hilft, mit denen wir es in der Gegenwart zu tun haben und auch, wenn wir es dabei mit uns selbst zu tun bekommen.

José Saramagos Satz weist aber über die „Aha-Erlebnisse“ oder auch Gewissensbisse bei diesem Erkenntnisprozess noch weit hinaus:

Indem er die Zukunft mit ins Spiel bringt, zeigt er auf eine weitere bedeutende Charaktereigenschaft, die großer Literatur immer auch innewohnt: Literatur ist nämlich – vermutlich unbeabsichtigt – auch eine vorausschauende und prophetische Kunst.

An dieser Stelle wage ich die Mutmaßung, dass es heute vielleicht genau diese Einsicht ist, die uns den Umgang mit Literatur in unserer bequemen und angstvollen Zeit als anstrengend erscheinen lässt:

Es ist anstrengend, ein Fragment wie Franz Kafkas Buch „Der Proceß“ zu lesen, die darin enthaltene Zeitlosigkeit und deshalb Aktualität zu spüren, um dadurch noch bewusster als zuvor zu bemerken, dass wir uns immer mehr auf eine Misere des Menschseins zu bewegen, die durch unsichtbare Abhängigkeiten, eine sich auflösende Privatsphäre und eine ständige Fremd- wie Selbstkontrolle geprägt sein wird. Kafka hat dies bereits 1925 in unverhohlener Weise beschrieben.

Es ist geradezu körperlich schmerzhaft zu lesen, wie sehr Josef K. das Opfer eines anonymen Prozesses wird, der sich in seinen Alltag einfrisst, dabei seine Individualität immer mehr untergräbt und seine nackte Hilflosigkeit zur Schau stellt.

Es ist ebenso schmerzhaft und geradezu innerlich aufrührend zu lesen, wie Kafkas Landvermesser K. in dem Buch „Das Schloß“, erschienen 1926, vor den Gesetzen einer unsichtbaren, bedingungslosen Beamtenhierarchie und -bürokratie erniedrigt und zum Gehorsam gezwungen wird und sein Leben dadurch klein und würdelos gemacht wird.

Ich kann mir sehr gut die Verzweiflung eines Franz Kafka vorstellen, wenn er heute mitansehen müsste, wie sehr sich die Menschen diesen von ihm beschriebenen Zwängen freiwillig ausliefern, indem sie geradezu herdenmäßig alles von sich einer undeutlichen, blasenartigen Öffentlichkeit bekannt geben, ihre Sprache einem inhaltsleeren, marktkonformen und ökonomischen Jargon opfern und versuchen, sich maschinengleich selbst zu optimieren, maschinengleich ihre Effizienz zu steigern und sich dabei als sozial empfinden – in einem Gefüge von Maschinen, die mit Maschinen kommunizieren, nicht von Auge zu Auge, sondern von Mattscheibe zu Mattscheibe.

Mit unseren Händen können wir inzwischen alle perfekt wischen und drücken, ohne groß dabei nachdenken zu müssen.

Was aber passiert, wenn wir einen manuellen Schreibverlust erleiden, der Denkanstöße zum Entstehen braucht?

Denkanstöße, für die sich wiederum umgekehrt die Vielfalt der für das Schreiben notwendigen motorischen Fähigkeiten als überaus förderlich erweisen?

Tatsächlich scheint es vielen, vielen Menschen inzwischen leider völlig egal zu sein, dass sie innerhalb eines öffentlichen Raumes und innerhalb einer demokratischen Gesellschaft wie der unseren nicht mehr als Subjekte und Regisseure ihres eigenen Lebens, sondern ausschließlich noch als Konsumenten und, noch schlimmer, selbst als Ware, als Produkt angesehen werden.

Womöglich um ihr eigenes Gewissen zu beruhigen, sprechen die Mensch-Konsumenten dann alle immer gerne von „der Geschichte“, „der Politik“, „der Wirtschaft“, „der Globalisierung“, „dem Bildungssystem“, „dem Gesundheitssystem“, dem „Verwaltungssystem“ usw.

Aber alle diese Nullbegriffe sind nur sie selbst, sind wir selbst – Sie und ich.

Und während der größte in Ihrem Wohnzimmer aufgebaute Flachbildschirm und das neueste Smart- oder I-Phone sie mit immer mehr Angeboten, mit einem die Vernunft und die Gefühle betäubenden Dauerregen an Bildern und mit nichtssagenden Sprachblasen zu entmündigten Statisten und Schnäppchenjägern einer alles vereinheitlichenden Konsum- und Effizienz-Gesellschaft degradiert (in deren innerem Gefüge wie in einem Thermomix gleichzeitig die Ungleichheit und die ungleiche Behandlung gefährlich anwachsen) – einer Schein-Gesellschaft also, der die Fragen ausgegangen sind und der jegliche Phantasie und Kraft für eine Erneuerung abhanden gekommen sind, weil man der Technik nun endgültig sein Leben und seine Verantwortung übergeben hat,

ist es die Literatur, die auf die damit verbundenen Defizite an Menschlichkeit, Ethik und Form hinweist, weil sie immer wieder Fragen an unser Leben richtet, die wir nur als Autor unseres eigenen Lebens, in unserer Einsamkeit ihr gegenüber beantworten können und – das ist meiner Meinung nach ein weiteres wichtiges Motiv –, weil Literatur uns immer wieder an unsere Endlichkeit, an unseren Tod erinnert, dessen Eintreten nicht berechenbar und nicht voraussagbar ist.

In Kafkas Büchern macht sich die Menschheit ihren „Proceß“ selbst, weil sie wegguckt, weghört, sich in Sicherheit wiegen lässt und einem blinden, bequemen Gehorsam dem dringend notwendigen Widerstand vorzieht.

Kafkas Gesellschaft, selbst wenn es sich um eine Dorfgesellschaft handelte, saß also bereits gefangen vor einem Flachbildschirm der Manipulation und Entmenschlichung.

Meine Verzweiflung, um an dieser Stelle darauf zurückzukommen, entsteht daraus, dass wir zwar alles wissen, aber nichts mehr verstehen – können oder wollen,  
dass wir randvoll mit Informationen versorgt sind, aber keine Erkenntnis mehr daraus schließen können,  
dass wir, natürlich psychologisch durchgecoached, emotional hoch ausgebildet begreifen können, uns aber vernunftmäßig keine Vergegenwärtigung mehr gelingt.

Für die ersten Kategorien – Wissen, Informationen und sogar Emotionen – reicht nämlich unser Funktionieren völlig aus.

Für die zweiten Kategorien – Verstehen können, Erkenntnisse gewinnen können, vernünftige Vergegenwärtigungen zustande bringen können – dafür braucht es Phantasie, Vorstellungsvermögen und Widerstandskraft.  
Dafür braucht es die Kraft, etwas Infrage zu stellen, es braucht den Zweifel und die Kritikfähigkeit.

Dafür braucht es Humor, Unterscheidungsvermögen und Urteilskraft.

Dafür braucht es Individualität – und dafür braucht es unbedingt Freiheit.

Für diese Freiheit wiederum braucht es mutige Menschen, die sich auch fehlgeleiteten Entwicklungen der Gegenwart entgegenstellen, nicht mit der Herde der Schafe blöken, sondern sich zaghaft aber bestimmt zu sagen trauen:  
„Ich möchte lieber nicht!“ – wie Bartleby, der Schreiber im gleichnamigen Roman von Herman Melville.



Meine Verzweiflung ist vorhanden, weil ich mir die Frage stelle, und jetzt nehme ich doch einmal die Worte von Imre Kertész, ob „die moralische Qualität des Lebens, das Bemühen, *besser* zu werden, überhaupt noch eine Kategorie [ist], über die sich nachzudenken lohnt“ in einer Gesellschaft, die, wie ich glaube, in einer selbsterzeugten und vielleicht selbstgewollten Angstblase lebt, einer Gesellschaft, der Sicherheit über alles geht, für die inzwischen gerne auch auf Freiheit verzichtet wird.

Wir trauen uns offenbar nicht mehr zu, uns einzugestehen, dass unser Leben verletzlich und letzten Endes tödlich ist, und dass wir genau aus diesem Grund eigentlich dazu verpflichtet sind, es glücklich, selbstbewusst und in Freiheit zu leben.

Möglichst zu lieben also!

Noch nennen wir diese Gesellschaft Demokratie, nur, wie lange ist diese im wirklichen Sinn ihrer Bedeutung beständig, wenn wir aus Angst beginnen, nicht nur die öffentlichen Räume, sondern auch unsere innerlichen Räume immer mehr zu überwachen?

Und soll die Idee des Überwachen Müssens nicht eigentlich nur von den Fehlern ablenken, die wir vorher durch unüberlegte Handlungen begangen haben?

Was würde wohl ein politisch engagierter Mensch mit den Erfahrungen und der Haltung eines Willy Brandt heute von uns einfordern?

Er würde nicht mehr sagen „Wir wollen mehr Demokratie wagen!“, nein, er würde jeden einzelnen Menschen, der die Gesellschaft ausmacht, etwas zumuten und rufen „Wir müssen wieder mehr Freiheit wagen!“ und dann alles versuchen, damit wir uns von den Ängsten auf den Weg in eine freie Zukunft befreien, um endlich wieder gestalten zu können.

„Angst essen Seele auf“ heißt ein Filmtitel von Rainer Werner Fassbinder. Was aber ist mit Seele gemeint: Hauptsächlich doch wohl unsere Fähigkeit, Unterschiede machen und aushalten zu können. Auch dafür braucht es wieder mutige, selbstbewusste und widerständige Menschen.

Zurück zur Literatur meint nämlich genau dies: Menschen zu selbstbewussten Personen zu erziehen, die ihre Stimme erheben und ihre dringenden Fragen an uns und unsere Gesellschaft richten, die vor allem die notwendige Sprache dafür haben, Unterschiede artikulieren können, Vielfalt als Gewinn betrachten und die das Unvertraute als den normalen Zustand eines endlichen Lebens begreifen können.

Wir brauchen auch mutige Menschen, die das Bildungssystem erneuern und die die Digitalisierung nicht als Zweck, sondern als nebensächliches Mittel zur Erreichung genau dieses Zieles sehen. Dafür brauchen wir keine ständig wischenden und drückenden, über ihre Displays gebeugten und von Rückgrad befreiten Menschen, sondern denkende Mitbürgerinnen und Mitbürger, die am Gemeinwesen interessiert sind, die ihre Lebenswelt mit offenen Augen sehen und mitgestalten wollen und zwar nicht aus Machtgier und populistischem Ehrgeiz, sondern ganz einfach aus Freude am Mitmenschlichen, aus Vertrauen dem Gegenüber gegenüber.

An dieser Stelle will ich jetzt noch einmal kurz auf die „Poetischen Quellen“ zurückkommen:

Das Motto dieses Jahres „Zurück zur Literatur!“ ist natürlich immer schon das Motto auch aller vorangegangenen Jahre gewesen und wird es, hoffentlich, auch bleiben.

Sie alle, die heute hier sind und in den nächsten Tagen noch kommen werden, sind für mich alles andere als Konsumenten oder Kunden, auch keine „Zielgruppe“. Ich betrachte Sie als freie Menschen mit einem hoffentlich leidenschaftlichen Interesse für Literatur und Sprache, für die die Meinungsfreiheit sowie die Freiheit der Rede und der Gegenrede zu den wichtigsten Errungenschaften unserer Gesellschaft und unseres Gemeinwesens gehören, weil sie die Würde des Menschlichen und darüber hinaus die des Lebens garantieren helfen.

Ich will Ihnen keine billige und also auch keine einfache Unterhaltung anbieten und ich möchte sie auch nicht pädagogisch irgendwo abholen, wo sie gerade stehen. Denn dann würde auch ich vereinheitlichen, aber wer wäre ich, um mir dies anzumaßen?

Nein, ich möchte sie hier zu literarischen Neuentdeckungen anregen und ihnen Denk- und Redeanlässe mitgeben, Argumente und Meinungen, über die sich zu sprechen und manchmal auch zu streiten lohnt.

Wenn Demokratie anstrengend ist, weshalb sollte es Literatur auf ihre ganz eigene, formbewusste und schöne Art dann nicht auch sein? Nicht trotzdem, sondern gerade deshalb kann sie uns glücklich machen und Erkenntnisse bringen:

„Wenn wir glücklich sind, fühlen wir uns kühler, scharfsichtiger und von unserer Wirklichkeit losgelöst“, schrieb Natalia Ginzburg und meinte damit auch das Lesen von Literatur und eine Loslösung, die eine vorurteilslose Hinwendung zum Leben ermöglicht. Keine Flucht in eine Nebenwelt, denn das soll Literatur nicht sein.

Schließlich möchte ich Ihnen mit den „Poetischen Quellen“ immer auch kleine Ausschnitte von dem Leben und Denken an anderen Orten und in anderen Ländern Europas zeigen, Ihnen mithilfe der Literatur und mithilfe der so wichtigen Übersetzerinnen und Übersetzer von Literatur die Vielfalt und Mannigfaltigkeit unseres Kontinents nahebringen, denn ich finde es doch sehr merkwürdig, dass unsere Kinder am Ende der Schulzeit alle nach Amerika, Australien und Neuseeland aufbrechen, Europa aber eigentlich gar nicht mehr richtig kennen. Wie soll da in Zukunft nachbarschaftliche Verständigung möglich bleiben?

Aus diesem Grund möchte ich in Zukunft sehr gerne weitere Kulturpartnerschaften zu europäischen Literaturfesten anbahnen, was viel Arbeit und Zeit bedeutet.

Aber ich bin fest überzeugt, dass die wackelige Zukunft Europas nur mithilfe solcher auf den Dialog und den Austausch beruhender Partnerschaften neu gefestigt werden kann, und dass unsere Nachbarstädte daran nur wachsen können. In Bad Oeynhausen gibt es ja schon den Europaplatz, füllen wir ihn also mit europäischem Leben.

Ganz zum Schluss ein letzter Einwurf:

Die „Poetischen Quellen“, das glaube ich ganz sicher sagen zu können, sind inzwischen zu einer wirklichen Marke im Sinne eines eigenständigen, von außen sehr geschätzten Kulturfestes geworden.

Sie könnten natürlich in jeder beliebigen Stadt einen Ort finden, aber wir haben diesen Schatz nun einmal hier und ich würde gerne hier weiter daran arbeiten, ihn zu heben, denn, und ich komme noch einmal zurück zur Literatur:

„... das Geheimnis des menschlichen Seins liegt nicht darin, dass man lebt, sondern darin, wofür man lebt“, heißt es in den „Brüdern Karamasow“ bei Fjodor Dostojewski

Nun, vielleicht gelingt das ja.

## Literaturnach- und hinweise:

- 1) Imre Kertész, *„Roman eines Schicksallosen“*; Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg, 1996, 2002<sup>9</sup>.
- 2) José Saramago, *„Das Evangelium nach Jesus Christus“*, Rowohlt Verlag: Reinbek bei Hamburg, 1993, 1998<sup>2</sup>, Seite 447.
- 3) Franz Kafka, *„Der Proceß“*, S. Fischer Verlag: Frankfurt am Main, 1999.
- 4) Franz Kafka, *„Das Schloß“*, S. Fischer Verlag: Frankfurt am Main, 1982.
- 5) Herman Melville, *„Bartleby, der Schreiber“*, Verlag C. H. Beck: München, 2011.
- 6) Susan Sonntag, *„Zur gleichen Zeit. Aufsätze und Reden“*, Carl Hanser Verlag: München, 2008; Seite
- 7) Natalia Ginzburg, *„Die kleinen Tugenden“*, Verlag Klaus Wagenbach: Berlin, 2016; Seite 93.
- 8) Imre Kertész, *„Ich – ein anderer“*, Rowohlt Taschenbuch Verlag: Reinbek bei Hamburg, 1999; Seite 80.
- 9) Fjodor Dostojewskij, *„Die Brüder Karamasow“*, S. Fischer Verlag: Frankfurt am Main, 2010.
- 10) Zygmunt Bauman, *„Das Vertraute unvertraut Machen. Ein Gespräch mit Peter Haffner“*; Hoffmann und Campe: Hamburg, 2017.
- 11) Roger Willemsen, *„Wer wir waren“*; S. Fischer Verlag: Frankfurt am Main, 2016.